

Buchbesprechungen

Jochen Hörisch

Abschied, Barbarei, Ironie: Eine romantische Bücher-Revue

Nach Jahren und Jahrzehnten der Detailstudien und der Spezialismus-seligen Monographien nimmt der Mut zum großen Wurf und zum großen Thema in der Literatur- und Kulturwissenschaft wieder zu. Es wurde auch Zeit. Nachdem sich langsam herumzusprechen beginnt, daß die wahrheitswidrige Behauptung, die Literatur diene Verständigungsprozessen, nur für die Prosa von Drittmittelanträgen taugt, liegen gleich drei dissensorientierte Studien vor, die kapitalen Problemen nachgehen und dabei jeweils deutlich machen, wie sehr auf (früh-)romantische Impulse angewiesen ist, wer originell, also differenzbetont denken und schreiben will. Der Bielefelder Komparatist Karl-Heinz Bohrer nimmt Abschied von allen auf Versöhnung eingeschworenen Theorien der Moderne; der Essener Literaturwissenschaftler Manfred Schneider versöhnt mit der so frühkulturellen wie spätmodernen Endzeitstimmung; und der in Seattle lehrende Philologe und Philosoph Ernst Behler legt dar, daß die Moderne ironisch oder gar nicht ist und sein wird.

„Noch spür ich ihren Atem auf den Wangen. / Wie kann das sein, daß diese nahen Tage, / Fort sind,

für immer fort, und ganz vergangen.“ Die berühmten „Terzinen über Vergänglichkeit“, die der blutjunge neoromantische Hugo von Hofmannsthal schrieb, zitiert *Karl-Heinz Bohrer*s große und großartige Studie mit dem lakonischen Titel *Der Abschied – Theorie der Trauer*. Ffm 1996 (Suhrkamp, 626 Seiten, 68 DM) nur en passant – man ist versucht zu sagen: ein wenig lieblos. Sie sind ihm ein wenig zu schön und weich, um wirklich als gültiger Ausdruck der nihilistischen Härte moderner Zeiterfahrung zu gelten. Und das, obwohl in den folgenden Versen ja sogleich vom „Grauen“ die Rede ist: „Dies ist ein Ding, das keiner voll aussinnt, / Und viel zu grauenvoll, als daß man klage: / Daß alles gleitet und vorrüberirrt.“

Bohrers Einwand gegen Hofmannsthals Verse führt ohne Umwege in den heißen oder aber eiskalten Glutkern seines opus magnum. Der Einwand lautet: Hofmannsthal zelebriert noch und gerade dann, wenn er die grauenvolle Erfahrung sich unaufhörlich entziehender Gegenwart beschwört, den stimmungsvollen Augenblick der Gegenwärtigkeit. Und damit fällt er hinter den mit der frühromanti-

schen Aphoristik avisierten und mit Baudelaires Lyrik und Radikal-Essayistik erreichten illusionslosen Stand der Einsicht in die Zeitverfassung der Moderne zurück: daß es Gegenwärtigkeit nicht gibt. Baudelaire hat dafür eine schlagende Formulierung gefunden: „Jetzt: ich bin das Ehemals.“ (139) Bohrer übersetzt diese poetische Formel in Professorendeutsch und spricht vom „Abschied als Reflexionsfigur des je schon Gewesenen“. Diese Wendung durchzieht seine mäandernde, seltsam zwischen bildungsbürgerlichem Imponierwissen und unsentimental-antibürgerlicher Argumentationshärte oszillierende Studie wie ein roter Faden. „Abschied als Reflexionsfigur des je schon gewesenen“ – das soll heißen: Anlaß zu wirklich abgründiger Trauer gibt nicht so sehr der Umstand, daß alles vergänglich ist und Gegenwartspunkte unaufhörlich vorüberfließen, sondern daß schon diese Gegenwartspunkte eben als Gegenwartspunkte immer schon vergangen sind. In Bohrers Worten: „Gegenwärtigkeit wird selbst ergriffen vom Sog des nur noch negativen Momentanismus.“ (160) Negativ sind die einzelnen Momente schlicht deshalb, weil sie als Momente der Zeitreihe in dem Moment immer schon zerfallen sind, in dem sie statthaben. Für „diese so quälende Bewandnis des Verzehr des Seins durch die Zeit“ (161) hat Baudelaires schwarzer Genius eine konzentrierte Formel gefunden: „Le temps mange la vie.“ (239) Die Zeit verzehrt das Leben in seinen Augenblicken.

Baudelaire ist der Held von Bohrers Studie. Sie ist auch eine ver-

trackte Liebeserklärung an Paris und eine spezifisch französische Form der Intellektualität. In Baudelaires Texten findet Bohrer nämlich jene heroische Illusionslosigkeit, die er in der deutschen Tradition (mit der bedeutenden Ausnahme der just in diesem Punkt nie angemessen rezipierten Jenaer Frühromantiker, vgl. S. 48 ff und 230 ff) vermißt. Der „deutsche Geist“ blieb nicht auf der Höhe von Jena. Er neigte im 19. Jahrhundert zusehends zum Barbarisch-Idyllisch-Verständlichen. Baudelaire hingegen kommt ohne Idyllenbeschwörung, ohne wohlige-elegische Stimmung, ohne religiös aufgeladene Zukunftshoffnung und auch ohne Politmythologeme aus. Mit Bohrers klaren Wort: Baudelaire hat alle Trauer über verfließende Zeit „brutal entromantisiert.“ (39) Das bezeichnet seine „singuläre Position innerhalb des elegischen Diskurses des 19. Jahrhunderts“ (319). Die Religions-, Mythos- und Literaturgeschichte kennt Abschiedsszenen zuhauf. Um nur einige zu nennen: der Abschied Hektors von Andromache, die Trennung von Orpheus und Euridice, der Abschied Jesu von seinen Jüngern (11) und Tassos Abschiedsrede – sie alle und viele Szenen mehr werden in Baudelaires epochalem Gedicht „A une passante“ unüberholbar überboten. Baudelaires Zeilen kennen nur den ursprünglichen Abschied. Ihm ist kein Willkommen vorangegangen, ihm wird kein Wiedersehen folgen.

Mit solchen Denkfiguren stilisiert sich Bohrer zum heroischen Antipoden Walter Benjamins. Benjamins ungemein einflußreiche sozialhistorische Baudelaire-Lektüre

hält, so Bohrs Kritik, „der poetischen Eigenart der Baudelaireschen Dichtung überhaupt nicht stand“ (78). Warum? Weil „bei Benjamin im Unterschied zu Baudelaire nichts unwiederbringlich“ ist. Bohrer entzaubert Benjamin als typisch deutschen Versöhnungs- und Hoffnungsfanatiker, der die Härte der Reflexionsfigur des je schon Gewesenen schlicht nicht aushält. Man muß Bohrs Studie in ihrem unbescheidenen Kern begreifen: ihr geht es nur indirekt um die angemessene Baudelaire-Interpretation. In ihrem heißen Kern geht es ihr darum, zu zeigen, daß nach dem Zerfall jeder Form von religiös gefärbter Ewigkeitserfahrung „kritische Literatur ... nicht mehr möglich ist.“ (607) Baudelaire hat klargestellt, daß wirklich große Literatur nicht von verlorengegangenen goldenen Zeiten und ihrer Wiedergewinnung träumt, sondern nur für eines taugt: für heroischen Nihilismus.

Wirklich große Literatur? Bohrer macht die Probe – mit einem Goethe- und einem Nietzsche-Kapitel. Und tatsächlich kann er an Texten wie Goethes Tasso oder dem Gedicht „Willkommen und Abschied“ darlegen, daß auch beim Ausnahmedeutschen Goethe „die Vergänglichkeit nicht kontemplativ versöhnt ist mit einem Wissen von ihr. Sie ist von existentieller Schärfe.“ (386) Auch Goethe und mit ihm später Nietzsche erfährt und weiß: „Anwesenheit, Gegenwart ist Abschied.“ (399) Theorie der Trauer – so heißt der Untertitel des Buches. Er könnte der Haupttitel sein. Bohrer verabschiedet Versöhnungs- und Vermittlungsdenken überhaupt – das ist die Stärke seiner Studie.

Ein in seiner unversöhnten Radikalität großartiges Buch. Dennoch oder eben deshalb bleiben drei Einwände. 1. Ein stilistischer: Bohrs Buch ist sachlich von ungeheurer Radikalität, rhetorisch aber das schiere Gegenteil: fußnotenbeflissen, Wiederholungen nicht scheuend und häufig recht verzweifelt formuliert. 2. Ein philologischer: Ob Benjamin so theologisch denkt, wie Bohrer unterstellt, ist mehr als fraglich. Immerhin stammt aus Benjamins Feder der antitheologische Satz schlechthin: „Nur um der Hoffnungslosen willen ist uns die Hoffnung gegeben.“ Und dieser Schlußsatz des Essays über Goethes „Wahlverwandtschaften“ korrespondiert streng dem zynischen Schlußsatz des Romans selbst. Dort heißt es in einer schockierenden Doppeldeutigkeit, die die Goethebeflissenen immer gerne überlesen haben, von Eduard und Ottilie, die immer schon einen Abschied ohne Willkommen hinter sich haben: „Welch ein freundlicher Augenblick wird es sein, wenn sie dereinst zusammen wieder erwachen.“ Wenn, falls – werden sie aber nicht. Aus dem philologischen Einwand zur Ehrenrettung Benjamins ergibt sich 3. ein psychologisch-sachlicher: gerade die Einsicht in radikale Endlichkeit und die Reflexionsfigur des je schon Gewesenen legen es nahe, mit den frühen Romantikern, mit poly-enthusiastischen Goethe und mit Nietzsche Phantasmagorien des erfüllten Augenblicks zuzulassen – im Interesse der Vermeidung von Vergangenheitsverklärung oder Zukunftsfixierung. Denn gerade dann, wenn gilt, daß der Augenblick nur als immer

schon zerfallender statthaben kann, gilt die witzige Weisheit: es gibt keine bessere Zeit als die Gegenwart.

Die Jetztzeit bzw. die gegenwärtige Gegenwart ist erschlecht. So lautet seit gut zweitausend Jahren der langweilige Refrain jeder Zeit- und vor allem jeder Endzeitkritik. Und welche Zeit hätte sich nicht (zumindest auch) als Endzeit begriffen? Als Endzeit, die in Barbarei abzudriften droht. In der Angst vor den Barbaren entdeckt *Manfred Schneider: Der Barbar – Genealogie der Endzeitstimmungen*. München (Carl Hanser Verlag) 1997 (341 Seiten) eine tiefe Lust an den Barbaren. Hilfe, die Barbaren kommen und zerstören unsere überlegene Kultur! Ach, wenn doch die Barbaren kämen, um der unerträglichen Dekadenz und Vieldeutigkeit unserer Kultur ein Ende zu machen! Sollten wir, die Hochzivilisierten, nicht selbst Barbaren werden und unsere pervers-überkomplexe Kultur gründlich vergessen, um den radikalen Neuanfang zu ermöglichen – den Neuanfang, der an die Stelle der zumutungsreichen Kultur die so wunderbar einfache Natur setzt? Diese drei Ausrufe bzw. Fragen sind der Dreiklang, der unsere Kulturgeschichte seit dem Untergang des römischen Imperiums obstinat begleitet.

Manfred Schneider hat eine erzgelehrte, faszinierende und kultivierte Studie zu diesem kapitalen Thema vorgelegt. Seine These ist schnell genannt: Es gibt zwar viel Neues unter der Sonne. Aber die Schemata der Kultur- und Medienkritik haben sich seit dem Unter-

gang Roms nicht eigentlich geändert. Ob Griechen und Römer, ob Römer und Goten, ob Polytheisten und Christen, ob Katholiken und Protestanten, ob Decadence-Europäer um 1900 und Nazis – stets findet man dieselben Topoi der Kulturkritik und denselben nicht sonderlich originellen Hilfeschrei. Immer wieder trifft eine komplexe und verfeinerte Kultur auf die wilden Fremden, die sie verabscheut, doch zugleich und alsbald immer mehr bewundert. Und stets erneut tauchen in der sich selbst als spätzeitlich beschreibenden Kultur diejenigen Gestalten auf, die Manfred Schneider mit einem schrecklich-schönen Wort als „Barbaren der Reflexion“ (173) charakterisiert.

Aus gutem Grund vermeidet Schneider das Wort „Verräter“: ist es doch selbst ein barbarisches Wort, das mit allen aufräumen will, die sich und anderen noch komplexe Überlegungen zumuten. „Barbaren der Reflexion“: das sind diejenigen Intellektuellen, die keine Intellektuellen sein wollen, das sind diejenigen klugen Köpfe, die ihre Klugheit nicht mehr ertragen. Sie wechseln auf die Seite der Rebellen gegen die kluge Kultur, die sich von dem wilden Sog zur Vereinfachung eben gerade emanzipiert hat. Hingerissen feiern die Spät- und Endzeitler die neuen Barbaren, von denen sie die „Erneuerung oder gar Rettung der Welt“ (10) erhoffen. Es gehört zu den bedenkenswert nachhallenden Pointen der Studie mit dem Untertitel „Genealogie der Endzeitstimmungen“, daß sie die Verlockung, barbarisch zu werden, noch in vielen hochkulturellen Manifestationen wie der „Zauberflöte“

entdeckt. Papagenos sinnfernes und unwiderstehliches „papapapapapa“ ist der In-, weil Antibegriff des gewissermaßen somatischen Aufbegehrens gegen die Kultur und ihre Semantik. In den Dramen Kleists und in den Musikdramen Wagners hat dieses Aufbegehren seinen paradoxesten Ausdruck gefunden. Artistischer wurde mit der vermeintlichen Bedrohung durch Überkomplexitäten nicht aufgeräumt. Heines romantisches Werben für ein witziges Akkomodieren in der polytheistischen, unübersichtlichen und eben deshalb auch hochreizvollen Moderne war ganz offenbar nicht einmal im intellektuellen Milieu mehrheitsfähig.

Schneiders Studie ist auch deshalb so überaus anregend zu lesen, weil sie ausgiebig Quellen zitiert und diese pointiert zu kommentieren versteht. So zeigt er eindringlich schon an einem so harmlosen Schreiber wie Tacitus, worin die Verführungskraft der Barbaren liegt: er verspricht das Großreinemachen. Im Streit zwischen Kultur und Barbarei geht es „stets um die Sicherung oder Auflösung der Elementarcodes: um das Gesetz, die Sprache, die Bilder, das Gedächtnis, das Geld, die Geschlechter.“ (11) Freuds These vom Unbehagen an und in der Kultur ist ersichtlich die, wenn auch anders als in früheren Werken ungenannte, Patin von Schneiders *tour d'horizon*. Schneider entwickelt nun aber Freuds Theorie medienanalytisch weiter. Deutlich wird so, daß die Verführungskraft des Barbaren im Versprechen steckt, ohne alles Sekundäre, also ohne „das unsterbliche Quartett der Medien: Sprache,

Schrift, Gesetz, Geld“ (139, 171, 189) auszukommen. Schneiders elegante Abhandlung ist auch eine subtile Auseinandersetzung mit George Steiners wüster Polemik gegen alles Sekundäre, die vor einigen Jahren den vehementen Zuspruch von Botho Strauß fand.

Der Barbar „erhält den Ruf eines Herolds der schriftlosen, gesetzlosen, geldlosen, bilderlosen, paradiesischen Ordnung der Zeiten.“ (14) Der Barbar – so sehen ihn die Gebildeten unter seinen Bewunderern – ist der Revolteur gegen alle Medien. Er will das Unmittelbare, Authentische, Eigentliche, Natürliche, Wilde, Primäre. Und die Barbaren der Reflexion sind fasziniert von diesem Bilde, daß sie sich vom Barbaren gemacht haben. Schneider ist es eine Lust, dies an linken wie rechten Reflexionsbarbaren zu demonstrieren. Ob Ernst Jünger, Carl Schmitt, Heidegger und Bennis oder Brecht, Benjamin und auch der Postromantiker Beuys (ja, ja: auch der aufs Elementare sich besinnende Beuys, der jeden zum Künstler erklärt): die Reflexionsbarbaren haben den kulturkritischen Diskurs des 20. Jahrhunderts bestimmt.

Zwei Einwände, ein großes Lob. Erster Einwand: Manfred Schneider überakzentuiert die „Gleichförmigkeit dieses Programms“. „Von Moses über Platon, Paulus, Luther, Robbespierre, Marx“ bis zu „ihren deutschen intellektuellen Nachfolgern im 20. Jahrhundert“ (232) sieht er eine kontinuierliche Linie barbarischer Kulturkritik. Um zu polemisieren: barbarische Vereinfachungszwänge sind Schneiders Verteidigung des alexandrinischen

Endzeitgenossen gegenüber der Versuchung jedes neuen Barbarentums nicht ganz fremd. Schneider unterschlägt die Dialektiken, die auch in Rebarbarisierungsgesten liegen. So ist Platon Schrift- und Medienkritiker – und Zentralgestalt einer Akademie, die ungeahnte Bücher- und Theoriemengen hervorbringt. So ist Luther Bilderstürmer und zugleich Initiator eines Bildungsbürgertums, das Gelehrte wie Manfred Schneider hervorbringt. Und so träumt Nietzsche von der blonden Bestie und ist zugleich fasziniert von dem produktiv dekadenten Renaissance-Italien der Borgia, das der Reformator zur Hölle wünschte. Der zweite Einwand ist das Revers des ersten: Manfred Schneider blendet die Dialektik zwischen später Hochkultur und Barbarentum weitgehend aus. Sein intellektueller Charme liegt auch hier im Verzicht auf Dialektik. Die dialektische Argumentation läge nahe: die Hochzivilisation ist nicht länger mehr einfach nur das Andere der Barbarei, sondern die Barbarei selbst. Soll heißen: die Genozid-Megatraumata des 20. Jahrhunderts sind eben nicht nur die Effekte neuer Barbarenprogramme, die an alte Traditionen und Schemata anknüpfen. Sondern: zur Vieldeutigkeit der Kultur, die Manfred Schneider so vehement gegen alle barbarischen Vereinfachungsprogramme verteidigt, gehört ihr Verlangen nach Eindeutigkeit.

Das große Lob: eleganter und überzeugender ist seit langem kein Lob der Komplexität, des Vieldeutigen, der Institutionen, der Repräsentationen, der Interpretationen und der Medien ausgefallen. Das

Weiterwursteln im Unübersichtlichen kann, so die kluge Botschaft des Buches von Manfred Schneider, deutlich reizvoller sein als der dumme Impuls zum Großreinemachen, der immer eine Aufforderung zum Massentotschlag implizierte. Und der ist eben nicht nur dumm und blutig, sondern auch langweilig. Es lebe die Endzeit, die nicht enden will.

Als angemessenes Antidot gegen die schwarze Sogkraft von Endzeitstimmungen empfiehlt Ernst Behler die Ironie, die erst im Nachhinein als „romantische“ identifiziert wurde (*Ironie und literarische Moderne. Paderborn etc. (Schöningh Verlag) 1997 (336 Seiten – zugleich in französischer Übersetzung von Olivier Mannoni: Ironie et modernité. Paris (PUF) 1997).* „Ach ja, die Ironie“, seufzt Settembrini in Thomas Manns Roman ‚Der Zauberberg‘ und empfiehlt seinem Schützling, ihr zu mißtrauen. Ebendies tut auch Naphta. Beide sind Fundamentalisten. Ernst Behler ist, seinem Vornamen zum Trotz, allenfalls ein Fundamentalist der Ironie. Eine in der breiten Ironie-Literatur wenig zitierte Anmerkung Luthers zur berühmten Frage des Pilatus „Was ist Wahrheit?“ nimmt in seiner weit ausgreifenden, enzyklopädischen und doch pointierten Studie einen Schlüsselwert ein. „Ironia est“ – so kommentiert Luther lakonisch. Mit dieser Feststellung startet das Programm der modernen Ernüchterung. Es ist auch ein Ironie-Austreibungsprogramm, das die Postmoderne (wie Behler im glänzenden Schlußkapitel zeigt) einer geistreichen Revision unterwirft. Aber: rezensierende Athenäum-

Mitherausgeber dürfen einen Athénäum-Mitherausgeber auch dann, wenn dieser, wie der Klappentext verrät, 1928 geboren ist und also dem grand-old-man-Status entgegenlebt, der den souveränen tour d'horizon ermöglicht, nicht zu sehr loben. Geneigte Lesende (ach, die Ironieferne feministischer Sprachkritik!) aber mögen die ausführliche Rezension von Birgit Rehme-Iffert in diesem Jahrbuch studieren. Und zusätzlich zu Behlers opus magnum das eigensinnige Buch von Benjamin Bennett: *Beyond Theory – Eighteenth-Century German Literature and the Poetics of Irony. Itasca / London (Cornell University Press) 1993 (354 Seiten)* aufschlagen und nachlesen, wie abwegig und dann doch stimmig Bennett auf die ironiespezifische Funktion des Doubles „Juden und Theater“ in der Literatur um 1800 hinweist: beide Stör-Größen kommen den allseits anzutreffenden Versuchen „interpretierend“, distanzierend-einrahmend dazwischen, Einzelnen den Anschluß ans Große-Ganze zu ermöglichen: „the culture of radical irony is inherently anti-fascist and cannot operate, except negatively, in the historical background of Nazism.“ (337)

Gänzlich unironisch sind die Gefechte zwischen Aufklärern und „Obscuranten“ in den Jahren vor 1800 gewesen. Der gründlich informierende Band von Christoph Weiß (Hg.): *Von ‚Obscuranten‘ und ‚Eudämonisten‘ – Gegenauflärerische, konservative und antirevolutionäre Publizisten im späten 18. Jahrhundert*. St. Ingbert (Röhrig Universitätsverlag) 1997 (646 Seiten) legt erschreckend deutlich dar, wie mili-

tant, haßerfüllt und psychotisch die ideologischen Eskalationen in den Jahren vor und nach der französischen Revolution waren. Wer die diskursive Funktion frühromantischer Ironie verstehen will, kann sich mit der Lektüre dieses Buches deutlich machen, wie dringend geboten ironische Distanznahmen und second-order-Beobachtungen um 1800 wurden. Der Streit zwischen Lessing und Goeze war ein anakreontisch liebevolles Vorspiel nur für die gegenauflärerische Heftigkeit, mit der Autoren wie Hermann Goldhagen im „Religions-Journal“ „wider Freygeister, Protestanten und Glaubensfeger“ wüteten, mit der Johann Christoph von Wöllner und Bischoffswerder den preußischen Thronfolger zum Illuminatenfeind machten oder mit der August Anton von Göchhausen gegen die „Epidemie der Aufklärungswut“ mobil machte. Die Zeit der Spätaufklärung war eben auch die Zeit wuchernder Projektionen: Freimaurer-Verschwörungen bzw. Jesuiten-Komplotte sehen beide Seiten allüberall. Besonders spannend sind naturgemäß die Biographien der Seitenwechsler. So wurde der Ex-Illuminat Eckartshausen zum militantesten Verfolger seiner ehemaligen Logenbrüder. Wer Geheimbünde ablehnt, kann schnell zum Rosenkreuzer werden. Aussagekräftige Studien von Günther Kronenbitter über Friedrich Gentz und von Harro Zimmermann über Matthias Claudius beschließen den Band, der das überzitierte Wort von der Dialektik der Aufklärung gewissermaßen einzelbiographisch ausbuchstabiert (vgl. auch den Essay von Manfred Frank in diesem Band).

Zwischen Ironie, Komik und Satire liegen bekanntlich Welten. Die romantische Ironie ist gewiß nicht nur, aber eben auch als eine Strategie der diskursiven Deeskalation bei gleichzeitiger Komplexitätssteigerung der Beobachtungen von Paradoxien zu begreifen. Um den alten Kalauer nochmals zu bemühen: das damit erreichte Niveau war ungeheuer hoch – es war nur alsbald niemand mehr drauf. Im neunzehnten Jahrhundert setzt sich, wenn Literatur sich denn überhaupt noch auf Dispute mit Philosophie einläßt, das Genre der Philosophen-Satire durch. Ihm hat *Jenny Gehrs* eine instruktive Dissertation gewidmet (und, ach!, welche Dissertationsprosa wäre je schon ironisch-witzig gewesen?): *Komische Philosophie – Philosophische Komik – Philosophische Komödien und satirische Kritik der Philosophie im 19. Jahrhundert. Heidelberg (Matutius Verlag) 1996 (414 Seiten)*. Zwischen Kotzebues „Hyperboreischem Esel“ von 1799 mit schalen Witzen wie „Karl: Ich ist äqual ich. Baron: Dein Ich ist äqual einem Narren“ und Wilhelm Buschs Invektiven gegen den auf der Betrachtung höchster Spitze sitzenden Philosophen spannt sich der Bogen von meist dramatischen Denker-Travestien. Z.B. die noch in Hegels letztem Lebensjahr erschienene von Otto Friedrich Gruppe, der einem Absolutus von Hegelingen ein

Stück von Shakespeare- und Goethe-Format zuschreibt: „Die Winde oder ganze absolute Konstruktion der neueren Weltgeschichte“.

Ernst geht es schließlich in dem von *Herbert Uerlings* herausgegebenen Band *Novalis und die Wissenschaften. Tübingen (Niemeyer Verlag) 1997 (296 Seiten)* zu. Er bringt Gelehrtes und Kluges zutage – so etwa im Beitrag von Ulrich Stadler über Hardenbergs Anthropologie, in Manfred Engels Ausführungen über die romantische Traumtheorie oder in Dennis F. Mahoneys Darlegungen über Hardenbergs Naturbegriff im Lichte moderner Chaostheorie. Unfreiwillig komisch wird der Band naturgemäß immer dann, wenn er ernst aufzählt, welche naturwissenschaftlichen Theoreme des Novalis aus heutiger Sicht nicht haltbar sind. Und wenn sich viele eben der Beiträge, die diese Trivialität feststellen, zugleich in die Paradoxie verwickeln, gegen postmoderne Rückgriffe auf Novalis zu polemisieren. Ja, was denn nun – hermeneutisch rekonstruktive Rückwendung mit der Feststellung, all das, was man rekonstruiere, sei nicht haltbar, oder: Rehabilitierung des frühromantischen Denkdukus? Wußte doch Novalis, der sich eben diesen Kunstnamen „Der Neuland Bestellende“ zulegte, daß moderne Wissenschaft institutionalisierter Vaternord ist.